

# Die Felle Welt

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## — In einer Winternacht. —

(Schluß.)

Erzählung von Felix Hübel.

9.

Der Lehrer Pfeiffenreuter schreckte empor. Er blickte verwundert in dem Saale umher und besann sich erst nach etner Weile, wo er war.

Er wandte sich zur Seite: der Stuhl neben ihm war leer. Er drehte sich um: da stand der Flohmühlenskonrad, und ein böses Lächeln lag auf seinem Gesicht. Die beiden betrachteten sich und keiner sprach.

„Wa — was wollt Ihr eigentlich von mir?“ stammelte Pfeiffenreuter endlich.

„Wo ist Eure Frau, Herr Lehrer Pfeiffenreuter? Wo ist sie?“ fragte Konrad, und das



Hererolager in Deutsch-Südwestafrika.

hämische Lächeln wich nicht von seinem breitem Gesicht.

„Was geht's Euch an?“ murmelte Pfeiffenreuter; „schert Euch weg!“

„Man spricht nicht gern mit mir, seit . . . seit . . .“ kirschte der Bursche, „aber in Eurem Interesse frage ich nochmals: wohnt Ihr, wo Eure Frau ist?“

„Wo wird sie sein!“ und ärgerlich: „Klammert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten!“

„Nun, so will ich Euch's sagen, wo sie ist, und Ihr müßt mir dankbar sein dafür,“ höhnte Konrad, „denn wenn Ihr sie wieder bekommt, so ist's nur mein Verdienst; sie ist entflohen, entflohen mit . . .“

„Mit . . .?“

Der Lehrer Pfeiffenreuter riß den Mund weit auf vor unfäglichem Erstaunen.

Erst nach einer Weile begriff er, und da faßte ihn ein bohrender Schmerz. Er sah wie durch einen Schleier, hinter dessen wolkigen Gewebe alles verschwamm, und ein Schwindel ergriff ihn. Er stützte mit beiden Händen nach seinem Kopfe und fragte endlich, sich gewissermaßen an das letzte Wort klammernd, das er gehört hatte: „Mit?“

„Mit dem Manne, der vor drei Tagen plötzlich im Dorfe erschien; ein großer, breiter Mann; zwei Hunde, eine Dogge und . . .“

Pfeiffenreuter starrte auf: „Der? Der Strietjäger? Das heißt, ich meine . . .“

„Saha!“ lachte Konrad; „der Strietjäger! Ja, wenn der's wäre, dann käme sie nicht wieder.“

„Käme sie nicht wieder!“ murmelte Pfeiffenreuter; „sie kommt nicht wieder! Sie kommt nicht wieder!“ Und große Tränen rollten über seine Wangen.

„Natürlich kommt sie nicht! Ihr müßt sie holen, hört Ihr? Und schnell! Sogleich!“

Er rüttelte den wieder vor sich Hinstarrenden heftig bei der Schulter.

„Auf! Wir müssen sie verfolgen; sie können nicht weit sein!“

Pfeiffenreuter erhob sich, und etwas wie eine Wut schaute ihm, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben.

„Ja,“ leuchte er, „verfolgen! Verfolgen!“

Dann stolperte er durch den Saal nach dem Ausgang.

Inzwischen waren die überraschten und bestürzten Gäste von allen Seiten herbeigeeilt. Aufgeregte Fragen schwirrten durch die Luft, und der halb bewußtlos vorwärts taumelnde Pfeiffenreuter fand seinen Weg von den ihn umringenden Neugierigen versperrt.

Es war Konrad, der die Antworten gab auf die dem jungen Chemanne gestellten Fragen, und seine Stimme hatte einen seltsamen Klang: die Schadenfreude, der Triumph befriedigter Rache, das Vergnügen und die unbändige, kieselnde Lust an der bevorstehenden Jagd durchstürmten ihn, aber er bemühte sich, den Ausdruck dieser Gefühle in seiner Stimme zu verlöschen. Das gelang ihm jedoch nur teilweise, und so klangen seine heiseren Rufe wie das Läuten einer zerbrochenen Glocke, wie das schauerliche Getöse der zerhobenen Schlachttrompete durch das Getümmel und den Aufruhr.

Der Rektor Fahl zog ihn zur Seite: „Einen Augenblick Geduld, mein Sohn. Du bist ja mit voller Begeisterung bei der Sache. Frenst Dich auf die Jagd, geht? Aber eine Frage vorher: wer ist der Entführer?“

Abwechslend errötend und erblaffend, was sein leidenschaftlich durchwühltes Gesicht noch abschreckender machte, und fast atemlos vor Erregung, erzählte Konrad in wenigen Worten, was er wußte.

Der Rektor Fahl brach daraufhin so unerwartet in ein ungeheures Gelächter aus, daß Konrad erschreckt zurückfuhr und den Sachenden mit weitaufergerissenen Augen anstarrte.

„Der Strietjäger! Sie ist mit dem Strietjäger durchgegangen! Bürgermeister! Haben Sie's gehört, Eisenstein? Mit dem Strietjäger! Hahaha!“

Es dauerte gerannene Zeit, bis der Rektor seine Heiterkeit einigermaßen gedämpft hatte, während der Bürgermeister zornig die Brauen runzelte, ohne ein

Wort der Erwidernung den Blicken wandte und nach der Thür schritt, durch welche schon ein Teil der Gäste, vor allen die jungen Burschen unter der Führung des ungestüm vordringenden Konrad, den Saal verlassen hatte.

Kaum zehn Minuten später sanken einige Schlitten durch das Dorf, in der Richtung, die die Flüchtlinge eingeschlagen hatten.

„Seltsam,“ sagte der Rektor Fahl, der mit dem Bürgermeister und Pfeiffenreuter in dem vordersten Schlitten Platz genommen hatte, „seltsam, wie schnell das alles geht! So Schlag auf Schlag, als sei es von langer Hand vorbereitet, um uns . . .“

Er brach ab und schwieg, da sein Blick auf Pfeiffenreuter fiel, welcher ihm gegenüber in der Ecke lehnte; stumm und teilnahmslos.

„Was soll eigentlich ich bei der Affäre?“ brummte der Bürgermeister; „ich wünschte, man verschonte mich mit solchen Sachen! Weshalb, wir holen die Flüchtlinge wirklich ein, was soll . . .“

„Bürgermeister!“ unterbrach ihn der Rektor, der wieder die unmöglichsten Gesichter zog, in dem Bemühen, das ihn fast überwältigende, große innere Vergnügen nicht in ein riesiges Gelächter ausbrechen zu lassen; „Bürgermeister! Ihr seid der oberste Vertreter der polizeilichen Gewalt in Tambach! Unser beiderseitiger Freund hier, der Herr Unterlehrer Pfeiffenreuter, verheiratet sich mit einem jungen Mädchen, das aus guter Familie, schön, gebildet . . . doch lassen wir das! Am Hochzeitstage, nach vollzogener Vermählung, erscheint in geheimnisvoller Weise ein Mann, und . . .“

„Mit zwei Hunden!“ warf der Bürgermeister ein.

Der Rektor brach kurz ab, richtete sich kerzengerade auf, neigte sich nach vorn, und seinen langen Zehlfinger wie einen Dolch auf des erschrockenen Bürgermeisters Brust setzend, sah er ihn aus seinen scharfen Augen an:

„Bürgermeister!“ und jedes Wort betonend: „Ihr glaubt noch immer, daß es der Strietjäger war, der . . .“

Der Bürgermeister Eisenstein zuckte mit den Schultern und wickelte fröstelnd sich fester in seinen großen Mantel.

„Wie gesagt,“ begann der Rektor nach einer Weile wieder, „mir erscheint die ganze Sache wie eine Komödie, die der — Konrad in Szene gesetzt hat! Ge?“ Und er wandte sich mit einem Blick zu Konrad empor, der von der Britische aus den Schlitten lenkte, mit einer langriemigen Peitsche die dampfenden Pferde fortwährend zur größeren Eile antreibend.

„Wo kamen die Schlitten so schnell her?“ fragte der Rektor scharf.

„Einen habe ich selbst geschirrt, schon ehe die Leonore — Frau Lehrer Pfeiffenreuter meine ich — verschwunden war.“

„So hast Du vorher gewußt, daß . . .?“

Der Bursche kniff die Lippen zusammen, und seine Augen funkelten gleich denen eines Raubtieres: „Ich habe mir's gedacht!“ sagte er endlich, ausweichend.

„Und warum hast Du nichts vorher gesagt?“ ergründete der Rektor weiter; „soll ich Dir sagen warum: weil Du ein Bluthund bist, ein elender! Weil Du es auf eine Jagd abgesehen hast, um Dich an einem Mädchen zu rächen, die Dir . . .“

Der Konrad hörte nichts mehr von alledem. Er hatte sich plötzlich hoch emporgerichtet, und den Kopf weit vorstreckend, ausgepäht. Einen Augenblick malte sich eine ungeheure Spannung in seinen Zügen. Dann ließ er ein Heulen aus, das kaum etwas Menschliches hatte: „Da sind sie! Da sind sie!“

10.

Rudolf Hagen wandte sich und sah, wie der Abstand zwischen ihm und den Verfolgern immer geringer wurde. Er trieb die Pferde nicht an; das wäre allerdings auch vergeblich gewesen, denn die Tiere, die den Weg durch den tiefen Schnee heute schon zum zweiten Male machten, waren übermüdet. Ab und zu blinnte er sich um, und sah mit äußerster

Gleichgültigkeit, wie die Verfolger sich rascher rascher näherten.

„Lassen wir sie herankommen!“ sagte er vor, die todendass, ohne sich zu rühren, zu den Decken kanerte. Er streichelte ihr Haar, sie schüttelte erschauernd seine Hand ab und flüchte: „Verfluche mich nicht!“

Er zog seine Hand beleidigt zurück, setzte fester und begann, trotz der Stürze, leise zu pfeifen.

Die große Dogge kam dicht heran. Der Dampf entrollte ihrem weit geöffneten Munde, ihre Augen schienen zu glühen, dann wandte sie plötzlich gegen die Verfolger und stieß ein schrilles Gebell aus. Gleich darauf hörte man den unheimlichen Knall eines Schusses, den der Hund noch lauterem Gebell beantwortete.

Rudolf erhob sich mit einem Rucke. „Unmöglich!“ kirschte er; „die Zehlfinger schießen. Aber ich scheit . . .“

Ein Stöhnen unterbrach ihn. Mit einem Ruck brachte er die Pferde zum Stehen und setzte sich.

„Mein Gott! Du bist getroffen?“ Gelächter sprach nur ein Wort! Nur ein Wort!“

Des Mädchens Haupt war nach vorn geneigt und sie antwortete nicht. Rudolf legte seinen Arm um ihre Hüften, um sie aufzurichten; da fühlte er ein warmes Wächeln über seine Finger riefen. Die Kugel hatte die Hinterwand des Schlittens durchschlagen und das Mädchen im Rücken getroffen.

Der Mann ließ die Zügel fallen, schlang die Arme um die Bewußtlose und zog sie an seine Brust.

Von den zuckenden, blauen Lippen der Sterbenden trank er das letzte Leben in langem Stusse. Da ließ er die Entseelte zurückgleiten und sprang auf dem Schlitten.

Die beiden ersten Schlitten der Verfolger waren höchstens noch zwanzig Schritte entfernt und standen ebenfalls still. Die Insassen waren ausgehört und in einer Gruppe schreiend und gestikulierend beisammen.

„Wer war es? Wer hat geschossen? Warum hat er geschossen? Was soll das bedeuten?“ und diese Fragen tönten immer von neuem, sobald ein der Schlitten, die sich in kurzen Abständen folgte herankam und hielt.

Pföblich war Rudolf mitten unter ihnen. Er überragte sie alle und sie wichen schon zurück, als auf den Rektor Fahl, dessen Augen mit einer wohlgefälliger Bewunderung an dem Zirkeln hingen, der so mit einem Male Menschlichkeit heisere unter ihnen stand.

„Wer ist der Mörder?“ fragte Rudolf langsam jedes Wort betonend; „wer ist der erbärmliche Schuft, der, auf Wehrlose schießend, eine Frau getötet hat?“

Ein schauerliches Schweigen legte sich plötzlich auf die Versammelten. War es das weiße Mondlicht, das die Gesichter so blaß machte? War es der fahle, bläulich-grüne Glanz des Schnees, der sich auf ihren Gesichtern spiegelte?

In den kalten Bäumen, die am Wegrand standen, zerrte der Wind. Ein paar bläuliche Blätter klapperten, sonst kein Laut.

Alle waren von Konrad zurückgewichen, denn die Kniee schlotterten. Er machte keinen Versuch zu fliehen, als Rudolf — hinkend — ihm nahte.

„Menschler!“ sagte Rudolf, sich gewaltsam beherrschend, und auf sein verletztes Bein deutend: „War das vielleicht Dein erster Schuß?“

„Mein letzter nicht!“ erwiderte Konrad und zog mit einer plötzlichen Bewegung die Pistole hervor, aber Hagen war schneller; ein rascher Griff seiner Hand und das Gelenk des Burschen stak wie in einem Schraubstock. Die Pistole fiel in den Schnee.

Einen Augenblick nur maßen sich die beiden, aber in dem einen Blick lag alles; beide wußten, daß es ein Kampf war auf Leben und Tod. Mit der freien Arme holte Konrad zu wichtigem Siege aus den Rudolf, gleichmütig partierte, um sofort darauf beide Arme um den Gegner zu schlingen. Die Hand war wehrlos; Rudolf hob ihn und presste ihn mit voller Gewalt gegen seine Brust. So hielt er ihn ein Weilschen. Plötzlich ließ er ihn los, packte ihn

aber sofort wieder und schlenberte ihn — so wie man einen schweren Stein schlenbert — mit furchtbarem Wucht gegen einen Baum, dessen der Säfte beraubter Stamm krachend durchbrach.

Dann wandte er sich und winkte den ihm zunächst Stehenden mit herrischer Gebärde: „Folgt mit dem Schlitten! Ihr habt sie getöbt, Ihr könnt sie begraben!“

Sie taten nach seinem Geheiß; er hob die Tote aus seinem Schlitten und bettete sie in den, der ihm gefolgt war; darauf ergriff er die Fingel seines Gefährtes, stieg ein und fuhr langsam davon.

Niemand hatte ein Wort gesprochen, niemand dachte daran, ihn zurückzuhalten. Man hörte das Klammern der Pferde, das Klirren und Schlurven der Stufen. Endlich war alles still, nur der Nachtwind sang von Schnee und Eis. Und über die Felsen eiland, trieb er den seinen Schnee in wirtelnden Wölkchen empor, die wie Wespen im Mondlicht tanzten.

Der Lehrer Pfeifenreuter war neben seine tote Frau getreten. Er weinte nicht. Er sah lange in das blasse Gesicht und flüsterte endlich: „Nun habe ich sie doch! Nun ist sie doch mein!“ Und der Mentor Jahl, der bei ihm stand, dachte: „Drei Jahre lang wenigstens wird er Blumen auf ihr Grab pflanzen und es pflegen. Dann wird er sie vergessen haben.“

Am folgenden Tage fanden Banern, die früh nach der Stadt fuhren, den Schlitten, den Rudolf Hagen benutzt hatte, leicht erkennlich an den Blutspuren, die er aufwies. —

Am dem Tage, da die so früh ins Leben gekommene Leonore begraben wurde, erschien im Dorfe eine gewaltig große, tigerartig gestreifte Dogge, die heulend und winselnd durch die Straßen irrte. Da sich bei den Unwissenden und Abergläublichen inzwischen das Gerücht verbreitet hatte, es sei der Strletjäger gewesen, dem das unglückliche Mädchen in die Hände gefallen, und man in der großen Dogge mit Sicherheit seinen Hund zu erkennen glaubte, so wurde das Tier von allen ängstlich gemieden, und die Höfe, in die es eindringen wollte, um etwas zu finden, seinen Hunger zu stillen, wurden versperrt, sowie es sich nahte.

Nur der Mentor Jahl hatte Erbarmen mit dem Hunde. Als dieser eines Nachts auch an seiner, etwas vom Dorfe abwärts gelegenen Behausung heulend vorüberstrich, lockte er ihn herein und fütterte den Halbverhungerten.

Dann wies er ihm in einem Schuppen im Hofe eine Behausung an, in der Absicht, ihn am nächsten Tage nach der Stadt zu bringen und einem dort lebenden Fremden zu schenken, denn selbst behalten konnte er, der Dörfler wegen, den Hund nicht.

Diesem mochte aber die neue Behausung nicht behagen. In derselben Nacht brach er aus, legte über die Hofmauer und durchirrte auf neue die Dorfstraßen. Doch nicht lange mehr.

Ein Danbacher Jüngling besaß die unglückliche Ähnlichkeit — wegen derer er sich noch lange einer gewissen Berühmtheit erfreute — von einer Dachlufe aus auf den Hund zu schießen. Er hatte sein altes Feuerrohr mit Bleistücken geladen, und eines der Bleistücke traf den Hund in den Kopf und warf ihn nieder. —



## Herero und Witbois.

Von J. Wiese.

Die Herero sind ein den Kaffern verwandter Bantustamm. Vor etwa hundert Jahren wanderten sie von Norden her über den Äquator in das heutige deutsche Schutzgebiet ein; später wurden sie dann von den nachfolgenden Ouanbos südwärts in das Gebiet der Bergdama, ihre heutigen Sitze, gedrängt. Während einige ihre Anzahl auf 65 000 schätzen, glaubt Dr. Hans Schinz, daß die Zahl von 100 000 Seelen nicht weit von der Wirklichkeit entfernt sei. Sie sind ein stattlicher

Menschenstamm von schwarzer, jedoch nicht fleischschwarzer, sondern etwas ins Rötliche schimmernder Hautfarbe. Die Figur ist schlank und gleichmäßig gebaut und schwankt bei den Männern zwischen 1,75 und 1,90 Meter. Auch die Frauen sind groß; Figuren unter 1,70 Meter sind selten. Die meist dunkelbraunen Augen blicken gutmütig und vergnügt in die Welt. Das fleischschwarze Haar ist wollig, vermag jedoch mit der Zeit in lange Strähnen anzuzuwachsen. Die Glieder sind grobknochig und baumeln schlottrig am Mumpfe. Wegen ihres mäßigen Körperbaues besitzen die Herero große Kräfte, doch wegen der gering entwickelten und un gepflegten Muskulatur nur geringe Gewandtheit. Sonst ist die Körperform hübsch und gefällig, der Vorderarm und Füsse sind auffallend lang. Wirtelwuchs ist selten zu finden, weil sie sich frühzeitig mit Wirteln jedes sprossende Haar ansetzen. Gesicht und Gehör sind schwächer als bei der Hottentottenrasse ausgebildet, an Körperstärke und Ausdauer im Laufen, Tragen usw. sind sie jenen wiederum weit überlegen.

Das Hauptkleidungsstück der Männer ist eine große Schürze von unregelmäßiger Gestalt, die den mittleren Teil des Körpers notwendig verhüllt. Dieser Schurz wird in seiner Lage gehalten durch einen Gürtel um die Lenden, der aus feinen, künstlich zusammengeflochtenen Nemen von großer Länge besteht, in denen sich die zopfförmigen Gewichte immer wieder durcheinanderschlingen, bis das Ganze einen dicken Wulst bildet. Die Männer tragen so einen Teil des wichtigsten Materials bei ihrer Arbeit auf dem Felde als Kleidung bei sich und können im Falle der Not gleich ein Stück des Nemens loslösen und gebrauchen; der Gürtel dient auch in ähnlicher Weise wie der Kiffam des Orientalen zur Aufnahme der kleineren Waaren. Der Obertheil des Körpers wird für gewöhnlich unbedeckt getragen; nur bei besonders ungünstigem Wetter hängt der Herero einen Fellmantel um die Schultern. Sein Hauptschmuck ist eine lange Schnur von Kugeln, aus Elfenbein geschnitten, deren Größe von der einer kleinen Nuß bis zu der eines kleinen Billardballen ansteigt.

Den Frauen eigenümlich ist die nationale Haube, eine feste Kappe aus starkem Leder, vorn mit einem leichteren Lederstück versehen, das gewöhnlich aufgerollt getragen wird und so das Gesicht oben wie ein dicker Wulst umgibt, während es sonst nach Art eines Schleiers herabhängt. Im Nacken ist ein flaches Gelechts aus Leder angebracht, das bis zur Taille etwa herabreicht und mit Wechstreifen, Glasperlen und ähnlichen Gegenständen verziert ist. Das Sonderbarste aber an dem Kleidungsstück sind zwei oder drei lange Ohren, ebenfalls aus starken Tierhäuten geschnitten, die sich am oberen Teil der Haube senkrecht erheben. Ein anderer Bekleidungsgegenstand, der zugleich Schmuck sein soll, ist eine Art Nieder oder Leibchen, das ganz aus runden, in der Mitte durchbohrten Stücken von Straußeneierschalen gemacht ist, die reihenweise so zusammengelagert sind, daß die Reihen an die Befehlsborte anschließen und mit den dazwischengeflochtenen Nemen ein Ganzes bilden. Ein Lendenschurz, gleichfalls mit Nemen verschmückt, und ein lederner Schultertrager vollenden das Kostüm der Hererofrau. Ohne eine gewisse Anzahl von Viehstücken und Wirtelchen geht es auch bei den Hererodamen nicht ab. Sie enthalten Hammeltalg und Ockererde. Dicke Schnüre zusammengeflochtener Glasperlen und Stränge metallener Kugeln werden gern, besonders um die Knöchel getragen. (Griffith, „Die Eingeborenen Südafrikas“.)

Ueber den Charakter des Herero gehen die Ansichten weit auseinander. Vielfach werden sie als klügerisch und zum Diebstahl geneigt geschildert; sie schrecken auch vor grausamen Morden nicht zurück. Auf der anderen Seite wird ihr Charakter als ein offener, gastfreundlicher gerühmt. Sie lassen sich durch Kleinigkeiten in ihrem inneren Leben leicht beeinflussen. So erzählt Francois von ihnen:

„Gelegentlich besuchte uns der Schulmeister von Omaruru, der sich unsere Wohnung ansehen wollte. Als er eben noch vor dem Teufel stand und grinsend sein Spiegelbild betrachtete, ließ meine

Frau auf dem Flügel eine melancholische Weise, ein trauriges Volkslied, erklingen. Fast blikartig veränderte sich der Ausdruck unbändigen Vergnügens in dem schwarzen Gesicht in tiefste Niedergeschlagenheit und offenbare Wehmut. Eine Zeit lang gab er sich so seinen Empfindungen hin, dann kam er plötzlich an und rief: „Bitte, nun ist es genug, nicht weiter!“ und ging in tiefe Gedanken versunken hinweg.“

Im Mittelpunkt des ganzen Lebens, des Sinnes und Denkens eines Herero steht seine Viehherde. Sie zu vergrößern, sind ihm alle Mittel recht. Kein Herero würde sich freiwillig von einem Stück der Herde trennen. Er folgt ihr sogar in die Gefangenschaft. Die Hottentotten wollten das anzuwenden. Sie trieben die Herden weg und waren dadurch der Hirten sicher. Da ist es begreiflich, daß der Herero den Gewaltigen ehrfürchtig testamnt, dem es gelungen ist, der Erste im Dorfe, im Stamm, an Zahl seiner Kinder zu sein. Es besitzen die Melchen unter ihnen in der Tat riesige Herden. Einzelne sollen Herren von 40 000 bis 50 000 Tieren sein.

Solche Herden können nicht an einem Punkte vereint werden, sie werden auf mehrere Viehposten verteilt. Zur Sicherung gegen Senchen und auch wohl gegen Raub tanzchen die Besitzer aber vielfach eine Anzahl von Tieren gegen einander aus. Auf manchen Viehposten findet man so Tiere von zehn bis zwölf Herden; Verwechslungen kommen bei der genauen Kenntnis der einzelnen Merkmale selten vor. Wird ein Viehposten von einer Senche befallen oder beraubt, so verteilt sich der Schaden — das ist der Vortheil des Anstanzsystems — auf eine ganze Anzahl von Besitzern.

Die Herero sind Nomaden und daher an feste Wohnsitze nicht gebunden; sie wählen diese nach Maßgabe der Existenzbedingungen für ihr Vieh. Da aber die Qualität und Quantität des Futters und des Wassers an denselben Orten je nach Jahr und Jahreszeit wechseln, so sind die Viehhalter demgemäß zum Wechsel der Wohn- und Weidplätze gezwungen.

Bei der Wahl des Bauplatzes für seine Wohnung ist sonach dem Herero der größere oder geringere Grasreichtum oder Wasserreichtum eines Platzes maßgebend. Die Niederlassungen finden sich daher fast meist in unmittelbarer Nähe der Wasserstelle, an den Hängen von Bergen und Flußufern. Für sich braucht der vagierende Herero kein Wauer; zum Trinken hat er Milch in Fülle. Die einzelne Hütte, Pout genannt, sieht aus wie eine Korbkugel. Zunächst wird zu ihrer Herstellung ein Streifen von drei Metern Durchmesser ausgestochen, und lange, dünne, biegsame Stangen in die Trace gerammt. Die Pfähle werden oben, nach der Mitte hin, zusammengebunden, so daß sich eine Höhe von etwa drei Metern ergibt. Dann werden in horizontaler Richtung dicht übereinander Meiser, Stöcke und andere biegsame Hölzer zwischen die ersten gestochten und das ganze Flechtwerk schließlich mit einer Mischung von Blut, Ochsenmist und Lehm beworfen. Diese Mauerarbeit wird geglättet und gleichmäßig verteilt, bis vollständige Dichtigkeit eingetreten ist. Der Boden im Innern des Poutoks wird ebenfalls mit dieser Mischung bedeckt, die sehr bald trocken wird und dann so platt und fest wie eine Lehmteme ist. Im Innern dieser Wohnungen herrscht natürlich eine wunderbare Lust: Mäuch und sauerwerdende Milch, rauchiges Fett, Parfüms pflanzlicher und animalischer Art, das mit Holz, seltener mit Ochsenmist gespeiste Feuer, Tabakqualm usw.

Von den vielen Sitten und Bräuchen der Herero können wir hier nur einige der originellsten mitteilen. Nach der Geburt bleibt das Kind vorläufig der Pflege seiner Mutter überlassen, die es während seiner ersten Lebensjahre in einem Fell auf dem Rücken trägt; ist es größer geworden, so schließt sich der Junge seinen Altersgenossen an, zieht mit diesen und den alltäglich auf die nahe Weide getriebenen Rindern, Ziegen und Schafen ins Feld, sitzt sich in Bogenschießen, Styrriwerfen und hilft wohl auch den Knechten bei der Heberwachung des Kleinviehes. Das junge Mädchen sucht mit der

Mutter Brennholz und Ferkel und legt im Haus halt mit Sand an.

Spätestens nach Beendigung des 16. Lebensjahres wird an den Mädchen selbster Geschlechts die schmerzvolle Operation des „Kuha“ vorgenommen. Diese besteht darin, daß die vier unteren Schneidezähne ausgebrochen und die zwei mittleren des Oberkiefers in Form einer umgekehrten römischen Fünf (A) ausgefeilt werden. In den beiden Zahnlücken sehen die Eingeborenen eine Verschönerung des Gesichtes; so sagt der Herero z. B., auf ein christliches und daher nicht operiertes Mädchen hinweisend: „Omasoko ugo omuna, monda tje nonguavi“, d. h. jene Jungfrau ist schön, nur schade, daß sie einen zahngesüllten Mund hat! Diese Ansicht ist so allgemein, daß sich bisweilen auch getaufte Eingeborene noch nachträglich dieser Operation unterwerfen.

Das Fest des Haarschneidens (akukurura) spielt sich ungefähr im selben Lebensalter ab. Hierbei wird mit einem geschärften Stückchen Eisen der Schädel des Mädchens bis zu einem kleinen, im Scheitel stehenden Büschel vollkommen glattrasiert, worauf dann in einiger Zeit an den paar umverkehrt gelassenen Haarsprätzen gedrehte Tiersehnen von einem bis vier Zentimeter Länge befestigt werden, an deren Ende je eine kleine Eisenperle angebracht ist.

Die Bestimmungen über später stattfindende eheliche Verbindungen werden von den Eltern meist schon zu der Zeit getroffen, da die Kinder noch mündlich sind. Regel soll es sein, daß der Bräutigam die Braut von dem Zeitpunkt der Verlobung an bis zur Hochzeit nicht zu sehen bekommt. Dieses Verbot erstreckt sich für den jungen Mann sogar auch auf die Schwiegermutter. Der Bräutigam hat der Sitte gemäß den Eltern als Preis für die heimzuführen Frau eine vorher vereinbarte Anzahl Küder und Schafe zu bezahlen. Ist die Bezahlung geleistet, so wird ein mehrtägiges Fest — Omakandi — veranstaltet; während dieses Festes wird die Braut von ihren Gespielinnen in strengstem Gewahrsam gehalten. Das Omakandi-

fest schließt mit der Verantwortung des Mädchens an den Käufer, der alsbald sein Weib in Gesellschaft von Freunden nach der eigenen Dugaada führt. Nun erst tritt die junge Frau nach Vornahme einer Reihe religiöser Handlungen in die Rechte einer Ehegattin ein. Uebrigens herrscht bei den Herero je nach den Vermögensverhältnissen Monogamie und Polygamie.

Die ohnehin sehr abergläubischen Herero zeigen diese Eigenschaft besonders bei Erkrankungen. In

wird er, sobald die Freunde an einem Wiederan kommen zweifeln, vollständig mit Fellen bedeckt unter denen er natürlich bald ansatmet.“ Dann ist das Fellen zum Beginn des Trauergefanges gegeben. Mehrere Tage lang versammeln sich die Weiber der Verst (so heißt der Komplex der Hütten um den Pontok (die einzelne Hütte), wo die Verst liegt oder lag, heben laut rezitierend und heulen die Tugenden des Toten hervor und besammern seine Hinfcheiden. Die älteste der Frauen fungiert als Chorführerin und De la matoru, der Chor stimmt heulend die Melodien an. Oft dauern die Klagen einen Monat lang an.

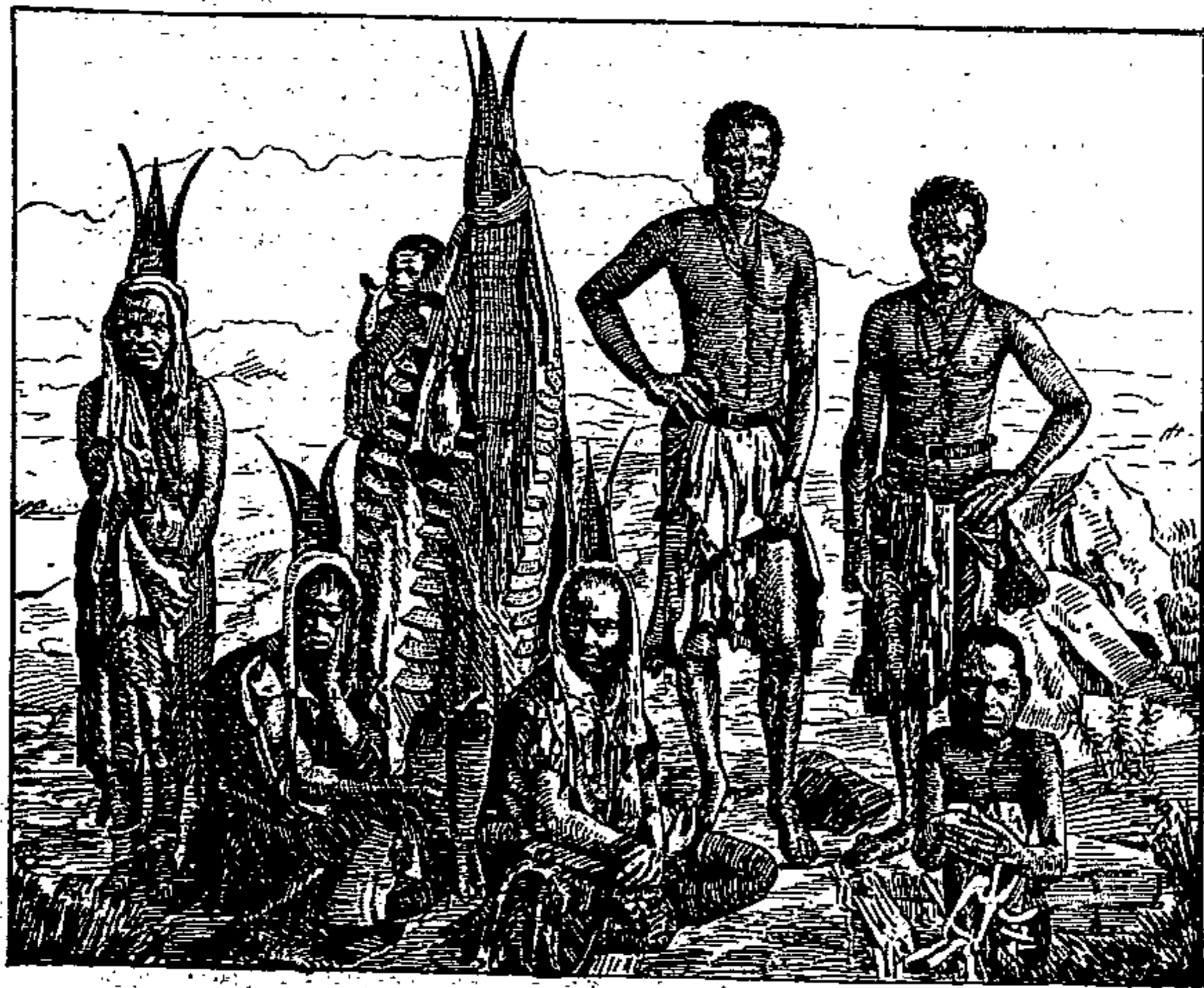
Das Begräbnis findet in der Regel sofort statt; dem Toten wird das Mitbrannte mit Steinen oder Steinen zerbrochen und der Kopf zwischen die Beine gebunden, damit der Tote nicht wieder aufwachen, erwachen und den Stammesmitgliedern Unheil bringen könne. Die so behandelte Leiche wird dann in Ochsenfelle gewickelt und mit dem Gesicht nach Norden, der Nationalheimat, zugewandt, in eine Grube vier bis sechs Fuß tief und etwa lang, zwei bis drei Fuß breit, die zuvor mit Gras ausgelegt wurde, mittel Ochsenriemen gesenkt. Darauf wird das Grab geschlossen. Der



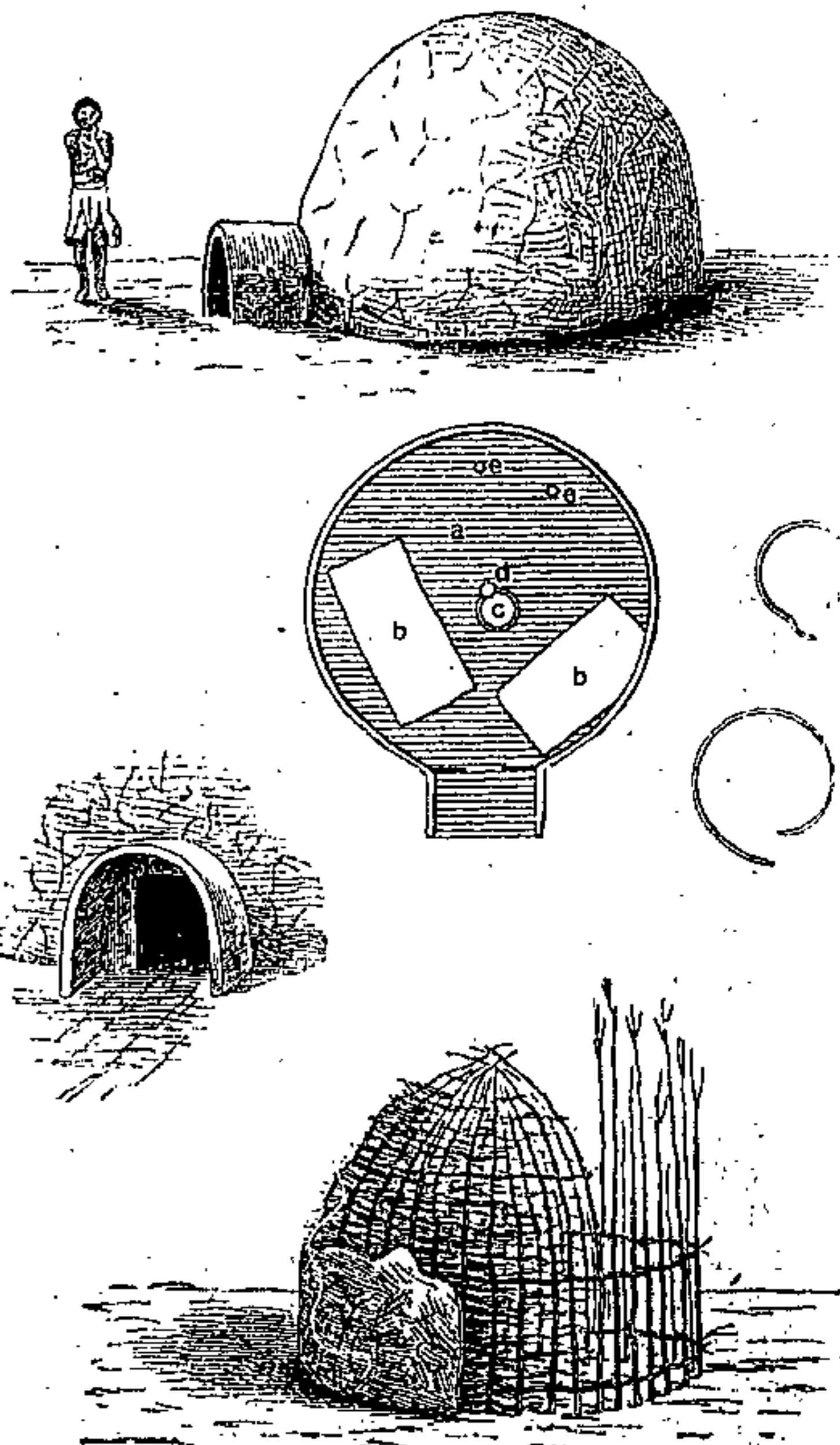
Bastards und Herero auf Reitochsen.

solchen Fällen wird der Zauberer geholt, der seine Kur mit dem Schlachten eines Ochsen beginnt, den er zum größten Teil als Honorar empfängt. Ein Kessel mit Fleisch wird auf das Feuer gesetzt und der Kranke in dem aufsteigenden Dampf hin- und hergeschwenkt. Missionar Viehe bezeichnet diese Behandlung geradezu als Mord. „Man bedenke,“ sagt er, „nur für einen Augenblick die Lage eines solchen unglücklichen Patienten. Da liegt er am Boden in der kleinen Hütte, der jede Ventilation fehlt, der Rauch von dem kleinen, im Herdloch brennenden Feuer und jener der Pfeifen der sympathisierenden Besucher hüllt sämtliche Gegenstände in tiefste Dunkelheit, der kleine Mann ist vollgepfercht von über und über mit ranzigem Fett und Ocker beschmierten Freunden. Aber damit sind die Foltern noch nicht erschöpft. Abgesehen von den verschiedenen religiösen Zeremonien, denen der Kranke sich unterwerfen muß

Siegel wird mit Steinen und Dornen belegt, und nun beginnen die Totenopfer, wobei das Spezialigentum des Toten geschlachtet wird. Etliche Ochsen dürfen nicht verzehrt werden, sie gelten als unrein und werden den Bergdamaaradienern überlassen; andere sind den Trauernden ein Trost für das Ende alles Irdischen. Hierin werden die fetten Ochsen ausgesucht. Die Hörner der Tiere hängt man an einen Baum in der Nähe des Grabmals auf. Stirbt ein Herero fern von der Heimat, so wird ihm gleichwohl ein Siegel mit einem Hörnerbaum dicht bei seiner Werft als Mausoleum errichtet. (Schluß folgt.)



Hererofamilie aus dem Aufstandsgebiet.



Herero-Pontok.





**Gold- u. Silberwaren.**  
Wecker-Uhren mit Absteller v. 1,80 an  
Nickel-Ram.-Uhr, 30 St.-Werk v. 3,25 an  
Echte silberne Rem.-Uhren v. 8,80 an  
Echte silberne Damen-Uhren v. 8,75 an  
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einzahlung des Betrages.  
Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtgefallen Geld retour.  
Uhren aller Art.

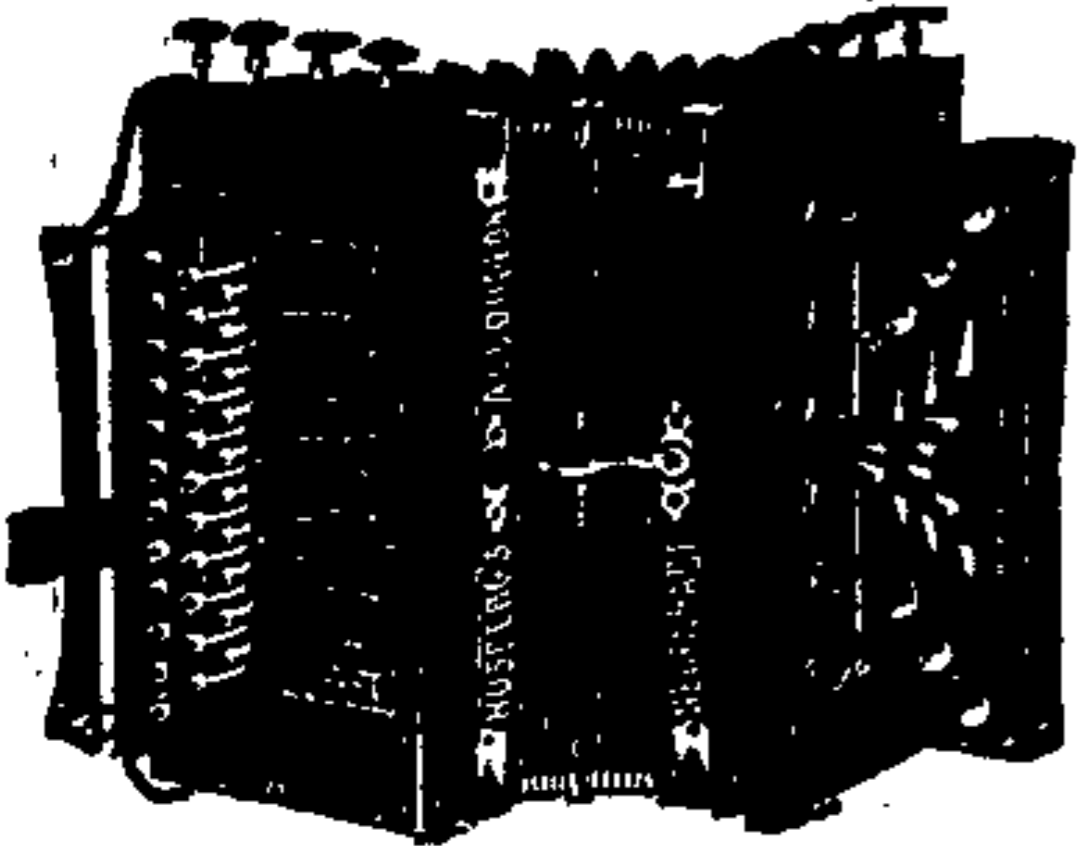
**Julius Busse**  
Berlin C. 10, Grünstr. 3/5K.  
Reich illust. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzwaren, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Musikwerken, Leder- und Stahlwaren, Uhren-Fournituren und Werkzeugen gratis u. franko.

**Optische Artikel.**  
Echt goldene Ringe v. 0,95 an  
Kaffeeservice, vern. Atl. v. 3,20 an  
Photographie-Albume v. 1,- an  
Musikwerke m. Platten v. 3,90 an  
Operngläser mit Etui v. 3,50 an  
Wirklich billige u. anerk. reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher u. Händler.  
Photogr. Apparate.

**Sie ahnen nicht**  
Wie billig in prima Ware wir hygienische Bedarfartikel, Waschgeräte liefern. Ein Versuch führt zu dauernder Freundschaft.  
Kunstfertige Preisliste gratis und franco.  
Märkische Kautschuk-Industrie, Berlin 71, Lindenstrasse No. 64.

**VORTEILHAFTESTE BEZUGSQUELLE**  
4-5 A-Cig. 100 St. A. 2,80 B. 3,20 3,30  
6-8 A-Cig. 100 St. A. 3,40 B. 3,60 4,- 4,20  
7-8 A-Cig. 100 St. A. 4,40 B. 4,60 4,80 5,00  
10 A-Cig. 100 St. A. 5,- B. 5,20 5,50 5,80  
Garantie: Rückn. od. Tausch, d.h. k. Risiko.  
Nachnahmesendungen ab 500 St. franko  
**H. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik**  
Kaiser Wilhelmstrasse 40 (Albrechtshof)  
Neueste illustrierte Preisliste gratis.

**Sie kaufen nirgends billiger und besser!**



**12 Monate zur Probe!**  
versende ich, um jeden von der Vorzüglichkeit u. Billigkeit meiner Instrumente zu überzeugen, nur gegen Nachnahme meine weltberühmten, als besondere Spezialität leicht spielenden und sehr stark gebauten

**Konzert-Zug-Harmonikas**

m. 10 Tast., 4 Registern, 2 Doppelbässen mit langen Bassklappen, keine Knöpfe, 8 stellige starke Offena, mit Nickelstab umgelegte Klaviatur, deshalb sehr lautschallender Orgelton, 50 Stimmen und grossartiger Bassbegleitung. Grösse 35 cm. Ein solches Pracht-Instrument kostet nur A. 4,-, 3 chörig, mit 6 Registern, 70 Stimmen nur A. 8,-, 4 chörig, mit 8 Registern, 90 Stimmen nur A. 7,-, 6 chörig, mit 12 Registern, 130 Stimmen nur A. 11,-, 2 reihig mit 21 Tasten, 4 Bässen, No. 10. **Neu!** Mit garantiert 100 Stimmen nur noch

Doppelbillig mit Eckenschönern, 2 Zuhaltern. Klaviatur, deshalb sehr lautschallender Orgelton, 50 Stimmen und grossartiger Bassbegleitung. Grösse 35 cm. Ein solches Pracht-Instrument kostet nur A. 4,-, 3 chörig, mit 6 Registern, 70 Stimmen nur A. 8,-, 4 chörig, mit 8 Registern, 90 Stimmen nur A. 7,-, 6 chörig, mit 12 Registern, 130 Stimmen nur A. 11,-, 2 reihig mit 21 Tasten, 4 Bässen, No. 10. **Neu!** Mit garantiert 100 Stimmen nur noch

**Stahlstimmen** kosten obige Instrumente 2 chörig nur A. 5,-, 3 chörig nur A. 7,-, 4 chörig nur A. 9,-, 6 chörig nur A. 15,- 2 reihig mit 21 Tasten, 4 Bässen nur A. 12,-. Mit Glockenspiel 30 A. mehr. Für Harmonikas mit Stahlstimmen garantiere 10 Jahre.

**Columbia-Zither** za. 50 cm lang, mit 5 Akkorden, 41 Saiten und Zuhör nur A. 7,-.

**Akkord-Zithern** mit 6 Manualen, 25 Saiten und Zuhör nur A. 6,-. Selbstlernschule und Verpackungskiste gratis. — Porto 80 A. — **Garantie: Umtausch** Risiko.

**Robert Husberg, Neuenrade 499 (Westfalen).**

**30 Tage zur Probe**

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser **Silberstahl-Rasiermesser** No. 30, fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etuis pro Stück A. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein oder das Messer retourzusenden. Also kein Risiko! Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 A. und portofrei versenden wir unser Hauptpreiskatal., neueste Ausgabe mit za. 2000 Abbildungen über Stahlwaren, Lederwaren, Gold- und Silberwaren



**Umsonst** Pfeifen, Sensen, Haushaltsartikel sowie viele Neuheiten. **Gebr. Wolfertz, Stahlwarenfabrik Wald b. Solingen No. 20.**

**Händler und Hausierer** verlangt Preisliste über Kurz-, Wand-, Leder- und Stahlwaren, Seifen und alle einschläg. Artikel von **Wilhelm Sonnenberg** (Inhaber B. Rosenstein), Hamburg 1, Grobneumarkt 24, Spezial-Engros-Geschäft nur für Händler, Hausierer u. Marktverfeinde. Versand überallhin gegen Nachnahme.

5 Stück sortierte, Hirschgeweihe 6 u. 8 schädelechte Ia zusammen A. 20. — Nachnahme. **Georg Fritzmann, Lichtentfels.**

**BUCH DER WUNDER** enthält Jeder auf Verlangen gratis **Hypnot. Spiritismus** übernatürlichen Dinge. **FICKER'S VERLAG, LEIPZIG 8.**



**Das Beste des Jahrhunderts!**  
Glücks-Börse.  
Wer mehr Kaufkraft Stück bereits verkauft.  
Preis mit Gebrauchsanweisung pro Stück A. 1,70.  
**Gesundheitspfeife Colonia**, ein wirkliches Ideal für Pfeifenraucher. Kopf und Abzug, äusserst weit geböhrt, aus echtem Brüherei-Holz. Das echte Weichselrohr hat zum Auffangen der Unreinlichkeit ein Büschchen und einen Speichelfänger aus Aluminium. Dieses kann leicht herausgenommen und gereinigt werden. Der Zapfen des Kopfes ist 22 mm weit ausgebohrt und mit einem Sieb versehen, sodass auch hier jede Unsauberkeit ausgeschlossen ist. Grösse der Pfeife ist 28 cm. Preis A. 2,80 pro Stück. Dieselbe mit hochfein geschliffenem Kopf nur A. 3,-. **Versand** nur gegen Nachnahme oder Bareinzahlung. Porto extra.

**Rheinisches Waren-Versandhaus Rudolf Aretz, Köln a. Rh. No. 68, Rosenstr. 45.** Katalog über alle Kaufgüterlisten, Uhren, Schmuckstücken, Stahl- und Lederwaren und Parfümerien gratis und franko.

**Mann, Frau und Kind!**

Goldene und silberne Medaille Paris 1900.  
Frachtvolltes Kopfhair verleiht m. Kräuter-Kraftwasser u. Pomade Nordpol. Flasche u. Dose zusammen A. 3,50 franko pr. Nachn. Verhind. Schuppen u. Haarausfall, macht das Haar dicht, lang u. seidenschweich. Neuwachstum auf kahler Stell., sowie Augenbrauen. Erfolgr. Entwicklung e. schneid. Schnurrbartes, d. Maueswürde, denn Haare pflanzen kann man doch nicht. Erfolg garantiert. Viele Dankschreiben. **GEORG POHL, Versandhaus, Georgheta Berlin-Schöneberg, Albertstrasse 13.**

**Karnevals-Ukr.**

neuestes Scherz-Instrument, der fidele **Dudelsack** nach Anleitung sofort spielbar. Klassen-Lach-Erfolg. No. 1. p. 1 St. Mk. 1,75, 2 St. 3,30, 4 St. (Quartett) 6,-, 6 St. 9,50 franko. No. 2. Extra gross, stark p. 1 St. Mk. 2,75, 2 Stück 5,- 4 Stück (Quartett) 9,50, 6 Stück 13,50 franko. Nachn. extra. **Goth. Hayn, Breslau 59.** Tauentzienstrasse 67.

**MEINEL & HEROLD**

Harmonikafabrik, Klingenthal (Sachf.) No. 83/a. Ref. als Spezialität Zug-Harmonikas. 2, 3, 4, 6, 8 chör. 1, 2, 3 reihig, in Ab. 120 Zim. Bauend bill. und doch gut. Bandonions, Mundharm., Drehorgeln u. Violinen, Zithern, Musikwerke billigst. Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. Neuer Katalog (104 Seiten) mit 200 Abbildungen an Jedermann frei.

**Billige böhmische Bettfedern!**

10 % neue geschlissene A. 8, bessere A. 10, weisse daunenw. A. 16, A. 20, schneew. daunenweiche A. 26, A. 30. Versand franko, zollfrei, per Nachnahme. Umtausch und Rücknahme geg. Portovergütung gestattet. **Benedikt Sachsel, Lobes 311, Post Pilsen, Böhmen.**

**Alle sanitären Bedarfsartikel.**

**Philipp Rümper, Frankfurt a. M. 64.** Preisliste gratis.

**Neu! D.R.G.M. Neu! Alpenglocken-Wecker**

m. Replikation u. nachts leuchtendem Zifferblatt kurz nacheinander, verschlafen unmöglich, 3,50 Mk. Gebührl. höherer Wecker 1,80 Mk. 2 Jahre schriftl. Garantie. Katalog über Uhren gratis. Versand per Nachnahme. Umtausch gestattet. Vertreter gesucht. **Peter Krag, Uhren-Industrie, Frankfurt a. M. - Bornheim, 14**

Vertreter erhalten zur Reklame stabile Halbröhren für A. m. Garant., f. Bedale 80 A, Ketten A. 1,40, bill. Dec. A. 3, Schläuche 2,60, gefp. Räder 4,50, Elektr. Lampe A. 1, Motorwagen A. 600. Neue Fahrräder von A. 40 an. **Richard Bauer, Klippersteig-Cöln.**



**GÖRICKE WESTFALEN-RAD**

WESTFALEN-RAD MOTOR-RAD  
BIELEFELDER MASCHINEN-FAHRADWERKE AUG GÖRICKE, BIELEFELD  
GEGRÜNDET 1874 JAHRE PRODUCTION 25000 FAHRADER CA. 700 ARBEITER

**Stottern** heilt gründlich Sprachheil-Sanatorium Hannover, Parkstr. 8  
Neues radikales Verfahren. Unübertroffene Beugnisse zur Verfügung. Prosp. gratis

**Fortuna-Spieldosen**  
A. M. 8, 12, 14, 18, 30, 40, 60, 75-200. Musikschranke v. A. 175-750 bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für jung und alt, sondern tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken. Nur echt, wenn mit Aufschrift „Fortuna“.  
**Jul. Feinr. Zimmermann, Leipzig.**

**Ich will**

Jeden Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und bestellten Fabrikate überzeugen, daher offeriere ich als Probe:  
1. 100 Universal No. 78 A. 0,90  
2. 100 Havannillos No. 13 B. 1,00  
3. 100 Adres in Goldfärbung mit 1,30  
4. 100 Reclamo hochfeiner Ausstattung 1,40  
5. 100 Zig. Krakowski No. 5 1,80  
6. 100 versch. gute Fabrikate i. 10 Sort. 2,22  
Summa inkl. Porto A. 8,98  
Damit jeder die Probe recht billig erhalte, versende diese 600 Stück preiswerte Marken fast ohne Verdienst für nur A. 7,50 franko per Nachnahme und füge ein schönes Stedebuch zum Untenben gratis bei. Garantie: Rücknahme oder Umtausch. Bitte gefl. bald zu bestellen bei **P. Pokora, Sig.-Bbr., Neustadt, Westpr. Nr. 100 K.**

Der Maschinenbetrieb nimmt in der Landwirtschaft fortwährend größeren Umfang an. Während der Landmann in früheren Jahren allen Neuerungen und Verbesserungen mit Misstrauen begabte, ist er neuerdings zu der Erkenntnis gelangt, teils gezwungen durch die herrschende Not, teils, weil er einseht, dass er sich bei der Maschinenarbeit weit besser steht, sich dem Maschinenbetrieb immer mehr zuzuwenden. Die diesjährige Ernte scheint besonders günstig auszufallen, sodass sich mehrschonlich ein größerer Bedarf in Dreschmaschinen, Göpelnwerken, Mähmaschinen, Fruchtreinigungsmasch., Futterstreuemaschinen, Schrotmühlen, Rübenschnelld., Futterdämpfern, Benzfugen und dergl. einstellen wird. Die Roland-Maschinen-Gesellschaft zu Cöln ist in derartigen Maschinen besonders leistungsfähig und liefert auf Wunsch ihre Maschinen auf bequeme Termingablungen. Wir empfehlen daher unseren Lesern, sich den beschriebenen und reichhaltigen Katalog 288 kommen zu lassen, der unseren Lesern kostenfrei von der Gesellschaft zugesandt wird.

**Meine verbesserte Kühl- und Trockenrauch-Pfeife**

(D.R.-G.-M. patentamtlich eingetragen), mit Speichelfänger im Rohre und Nikotin-fänger im Abguss, bleibt bei ganz geringer Aufmerksamkeit fast trocken und rein, ist spielend leicht, ohne den Kopf abzunehmen, zu reinigen. Raucher kühlt sich wesentlich ab und kommt mit den Unreinlichkeiten nicht in Berührung. Wird von Rauchern sehr gelobt und viel nachbestellt. Nachweislich viele Tausende zur vollen Zufriedenheit der Besteller geliefert. Kurze Pfeife, za. 27 cm lang, aus echt unverbranntem Holz, sohltem Weichselrohre. Prima Kernspitze (wird auf Wunsch auch mit flacher, breiter oder mit dünn. Offiziersspitze geliefert), alle Teile weit geböhrt, in nur von mir geliefert. **eleganter duraler gelobt und viel nachbestellt. pro Stück A. 3,25, nicht geschmizt A. 3.**  
Reichhaltige illustrierte Preisliste frei. **C. H. Schroeder, Erfurt, No. 30.**

Garantie für Güte. Preisliste frei. **Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.** Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

**Achtung!!! Pflaumen-Mus**

Emaille-Eimer, netto 26 1/2 A. 2,25  
Fässer von 100-120 1/2 A. 12 1/2 A.  
Kübel von 80-70 1/2 A. 12 1/2 A.  
sowie jede and. gewünschte Packstation gegen Nachn. Gefässe fr.  
**Joh. Reinhardt, Muskochelei Gr. Ottersleben 10.**

**Technikum Altenburg**

Maschinenbau, Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei. **Staatkommissar.**

**Kennen Sie uns** re billigen, vorläg. Kinder-Sport-, Kränken-, Stelzen-, Hüppen- u. Seiterwagen, tombinierte Kinderstühle, Schill, Holz- und Eisenbetten? Verlang. Sie grat. u. fr. die neueste Katalog n. b. i. Deutsch. Spezial-Kinderwagen-Versandhaus Glaser, Halle a. S. III, Marienair. 21. Verf. frachtf. nach all. deutsch. Bahnstat. Auf vielf. Wunsch neuauflagen. Baby-Kaufst.



Gefürchtete Stimmen der Wildnis. Nach einem Gemälde von Wilhelm Kuhnert.

## Niccolo Machiavelli.

Von Friedrich Stampfer.

(Schluß.)

Im „Buch vom Fürsten“ tritt es deutlich zu Tage, daß Machiavelli den Erfolg nur von der bewußten geschickten Ausnutzung glücklicher Umstände erwartet. Ob das endliche Ergebnis der Politik sittlich gut oder sittlich schlecht sei, ist ihm durchaus nicht gleichgültig. So wenig aber wie aus dem besprochenen siebenten Kapitel, in dem er Cesare Borgias Politik des Verbrechens, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, als vernünftige Erfolgspolitik empfiehlt, scheint aus irgend einem anderen Teile dieses Buches ein Hauch von sittlichem Empfinden zu wehen. Eine Stelle des achtzehnten Kapitels, die das Motto des ganzen Buches bilden könnte, faßt seinen ganzen Inhalt in diese Worte zusammen:

„Ein Fürst, und absonderlich ein neuer Fürst, kann nicht immer all' das beobachten, was bei anderen Menschen für gut gilt; er muß oft, um seinen Platz zu behaupten, Treue, Liebe, Menschlichkeit und Religion verletzen. Er muß also ein Gemüt besitzen, das geschickt ist, sich so, wie es die Winde und abwechselnden Glücksfälle fordern, zu wenden; und zwar nicht eben den geraden Weg allemal verlassen, so oft es Gelegenheit gibt, wohl aber den krummen Weg betreten, wenn es sein muß. Ein Fürst muß sich daher wohl hüten, daß nie ein Wort aus seinem Munde gehe, das nicht von . . . Tugenden zeugt. Alles, was von ihm ansieht, muß Mitleid, Treue, Menschlichkeit, Medelichkeit, Frömmigkeit atmen. . . Ein Fürst unserer Zeit, den ich besser nicht nenne, predigt nichts als Frieden und Treue, und wäre doch um seine Herrschaft gekommen, wenn er sie selbst beobachtet hätte.“ (Das „Buch vom Fürsten“ ist in guter deutscher Uebersetzung, der oben zitierten, in Mefflams Universalbibliothek zu haben.)

Erst in dem gewaltigen Schlußkapitel enthillt sich der große sittliche Zweck dieses Buches, das die Unstetigkeit lehrt. Wie wenn in das Grauen der Pöbte plötzlich ein heller Strahl des Himmels fällt, so prahlt dieses Kapitel unendliche Klarheit aus, es läßt uns befreit aufatmen, als ob wir einem dunklen Schacht entronnen wären und das freie Tageslicht wieder begrüßten. Die Einheit und nationale Selbstständigkeit Italiens, sie ist das heißersehnte Ziel, das der Verfasser des Fürstenbuches anstrebt: ganz Italien unter einen Hut zu bringen, und wenn es auch der Hut eines despotischen Cäsar wäre! Daß dieser Zustand nicht Machiavellis „Ideal“ gewesen sein könnte, geht klar aus seinen „Betrachtungen“ hervor, und selbst im „Buch vom Fürsten“ ist in jenem Kapitel, das von den ererbten Monarchien handelt, ein keiser, verächtlicher Zug nicht zu verkennen. Aber die Zusammenfassung des italienischen Volkes in eine einzige politische Organisation erscheint ihm als die nächste politische Notwendigkeit, und von den denkbaren Mitteln ihrer Erfüllung ist ihm nur eines recht, jenes nämlich, das nach seiner geschichtlichen Erfahrung allein Erfolg verspricht. . . .

„Ja, noch einmal liegt die deutsche Kaiserkrone auf der Straße. Sie wird nicht aufgehoben werden. Es wäre unbillig, von jedermann zu verlangen, daß er ein Friedrich der Große sei.“ So hat Ferdinand Lassalle in seiner Schrift „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens“ im Jahre 1859 geschrieben; in jener Schrift, in der er die preussische Regierung zum Nationalkrieg antreibt, um die Einigung Deutschlands zu vollenden. Wenn nach Jahrhunderten von allen Schriften Lassalles diese einzige nur mehr gelesen würde, müßte da nicht ein völlig falsches Bild seiner politischen Persönlichkeit entstehen? Ähnlich ist es Machiavelli ergangen, dessen Erscheinung fast immer nur aus dem einen Gesichtswinkel des Fürstenbuches betrachtet und beurteilt wird. Dieses Buch war aber nichts anderes als die vorgenannte Schrift Lassalles, eine Gelegenheitschrift großen Stils, die nicht die letzte Meinung des Verfassers gab, sondern nur zeigen wollte, was zunächst not tat und möglich erschien. —

Wer würde es glauben, daß diesem ersten Manne, der in seiner Studierstube den großen Wahrheiten der Geschichte nachforschte, die Weltliteratur eine der heitersten und verwegenen Komödien verdankt, die sie besitzt? Und doch ist der Matgeber des Fürsten der heutigen Welt am ehesten noch als Verfasser eben jener Komödie, der „Mandragola“, bekannt, zumal seit in dem Magazinverlag eine neue Uebersetzung des Stüdes von Paul Seliger erschienen ist. Machiavelli hat noch vier andere Komödien geschrieben, aber den Ruhm der „Mandragola“, von der Voltare sagte, sie übertröffe sämtliche Komödien des Aristophanes und stehe nur denen Molières nach, hat keine von ihnen erreicht.

Meister Nicola, ein hochgelahrter, alter Tölpel in Florenz, hat eine schöne, junge, dumme Gattin Lucrezia heimgeführt. Sie umschwärmt der junge Callimaco, aber ihre fromme Keuschheit bleibt seinen Wünschen unerreichbar. Die Dummheit des Mannes und die Frömmigkeit der Frau kommen ihm zu Hilfe.

Dem alten Meister Nicola fehlt nämlich nur eines zur Glückseligkeit — ein Kind, und wohl mit Unrecht schiebt er die Schuld dieses Mangels seiner Gattin zu. Als Arzt verkleidet, schleicht sich Callimaco in Nicolas Vertrauen ein; er weiß ihn zu überzeugen, daß es ein Mittel gebe, den Schaden zu beheben. Seine Frau müsse einen Heiltrank trinken, Mandragola heißen; dessen Wirkungen seien unfehlbar. Nur hätte die Sache ein Bedenken — der erste nämlich, der die Liebe der geheilten Lucrezia gewinne, müsse sterben.

Nicola will ein Kind haben, aber er will nicht sterben. Was bleibt ihm übrig, als die todbringende Wirkung des Heiltranks auf einen anderen abzuwenden? In der kritischen Nacht muß also ein Jemand von der Straße aufgelesen und mit verbundenen Augen in das gefährliche Schlafzimmer gebracht werden. Es ist klar, daß der schlaue Callimaco längst mit seinen Helfern verabredet hat, daß er selbst dieser Jemand sein müsse. Es wäre also alles vortrefflich ausgeheckt und eingeleitet, wenn nicht — Lucrezia selber wäre. Den gefährten Mann fängt man mit Doktoren, die fromme Frau — mit Pfaffen.

Da die eifrige Verebbarkeit Nicolas, der für den Plan ganz Feuer und Flamme ist, nicht verfährt, muß der fromme Klosterbruder Timoteo herantreten. Lucrezia wird zu ihm gebracht, auf daß er ihr Gewissen in diesem schwierigen Fall fromm berate und zum Rechten leite. Wie das geschieht, zeigt folgende Szene:

Timoteo: Seid mir willkommen! Ich weiß, wonach Ihr mich fragen wollt, denn Meister Nicola hat es mir mitgeteilt. Ich habe auch in der Tat länger als drei Stunden über den Büchern gelesen, um diesen Fall zu studieren, und nach reiflicher Prüfung finde ich manches, was sowohl im besondern wie im allgemeinen zu unseren Gunsten spricht.

Lucrezia: Sprecht Ihr im Ernste oder scherzet Ihr?

Timoteo: Ah, Madonna Lucrezia, sind das scherzhaftige Dinge? Lernt Ihr mich denn erst jetzt kennen?

Lucrezia: Nein, ehrwürdiger Vater; aber das erscheint mir doch als das Schrecklichste, wovon man je gehört hat.

Timoteo: Ich glaube es Euch, Madonna, wünsche aber nicht, daß Ihr auch in Zukunft so redet. Es gibt viele Dinge, die uns aus der Ferne unerträglich, schrecklich, fürchterlich erscheinen; nähert man sich ihnen aber, so werden sie menschenwürdig, verträglich, vertraut. Daher sagt man, daß die Furcht vor einem Uebel größer ist, als das Uebel selbst; und dieser Fall liegt hier vor.

Lucrezia: Das gebe Gott!

Timoteo: Ich will auf das zurückkommen, was ich vorhin sagte. Ihr müßt, was Euer Gewissen betrifft, nach dem allgemeinen Sake handeln, daß, wo ein sicheres Gut und ein unsicheres Uebel vorhanden ist, man dieses sichere Gut niemals aus Furcht vor jenem Uebel aufgeben darf. Hier winkt Euch ein sicheres Gut; denn Ihr werdet schwanger werden und dem lieben Gott eine Seele erwerben.

Das ungewisse Uebel besteht darin, das derjenige, dem Ihr angehört, nachdem Ihr den Trunk genommen habt, stirbt. Es gibt aber auch Beispiele von solchen, die danach nicht gestorben sind. Da aber die Sache zweifelhaft ist, so ist es gut, daß sich Meister Nicola nicht in diese Gefahr begibt. Was die Handlung betrifft, so ist es ganz falsch, zu behaupten, sie sei sündhaft. Denn der Wille ist es, der sündigt, nicht der Körper. Ihr würdet sündigen, wenn Ihr Euren Mann damit ärgern wolltet, während Ihr ihm doch einen Gefallen tut. Ebenso wäre es, wenn Ihr Euch Vergnügen davon versprächet; Ihr tut es aber mit Mißvergnügen. Außerdem muß man bei allem den Zweck im Auge haben. Euer Zweck ist es, einen Platz im Paradiese anzufüllen und Euren Gatten zufrieden zu stellen.

Lucrezia: Wozu überredet Ihr mich!

Wer hätte denken mögen, daß das probabilistische System der Moralphilosophie, das in dieser grandiosen Szene den Geniestoß erhält, dreihundert Jahre später in den Schriften des Jesuiten J. P. Guizot den Gipfel der Vollendung erreichen würde! Könnte man da wahrhaftig nicht in Versuchung geraten, mit Machiavelli an die sittliche Unverbesserlichkeit der Welt zu glauben?

Das Stück selbst endet damit, daß Lucrezia den feurigen Liebhaber, der daubare Nicola den erfolgreichen Frauenarzt als Hausfreund annimmt. Und so ist schließlich alles geholfen! —

\*

Daß ein und derselbe Mann der Verfasser der „Betrachtungen“ und des „Buch vom Fürsten“ und zugleich der Dichter dieses tollen, frechgenialen Schwanks sein konnte, gehört zu den außerordentlichen Erscheinungen des Renaisance-Zeitalters, das eine wahre Eruption des menschlichen Genies bedentet. Es gibt fast keinen Großen jener Zeit, der bloß in einer Beziehung Bedeutendes geleistet hätte. Man denke, nur einen zu nennen, an Michelangelo, Machiavellis großen Landsmann! Er ist Maler, Bildhauer, Baumeister, Dichter, Ingenieur und Anatom zugleich gewesen!

Aber nur durch ihr Temperament und ihre frohe Laune unterscheidet sich die „Mandragola“ von Machiavellis politischen Schriften, nicht durch den Grundton ihrer Weltanschauung. Ein Dichter unserer Zeit, der das Thema vom alten Mann, der jungen Frau und dem jungen Manne behandelte, würde von den idealen Forderungen der Liebe sprechen und die Befreiung der Frau aus einer Ehe schildern, die unmöglich, Prostitution sei. Callimaco aber ist ein Realpolitiker der Liebe, der glückliche Umstände geschickt zu seinem Vorteil ausnützt, wie es der Fürst im Großen tut. Dieser Nicola aber ist wie ein verborgenes Volk, das nicht zufrieden sein kann, wenn es nicht von einem königlichen Gaukler an der Nase herumgeführt wird. Wer es verdient, betrogen zu werden, sei betrogen! Er hat es ja selbst nicht anders haben wollen und ist nun kein Haar besser als der Betrüger!

Und der Pfaffe gibt dazu seinen Segen.

Auch die „Mandragola“ ist sicher nicht dazu geschrieben, um zu sagen: „Seht, so ist unsere Welt! So leichtfertig, so frivol, so weit entfernt von allen guten Sitten!“ Steht man vor jener einen Szene ab, die eine offene Satire auf die Kirche ist, so spricht der derbe, lebensfrohe Humor, der an fröhlichen Gannestreichen sein herzlichstes Vergnügen findet, gegen jede satirische Absicht. Als Sittenbild der Renaissance ist uns gleichwohl die „Mandragola“ ein kostbares Kulturdokument geworden, und auch für das Wesen Machiavellis als Schriftsteller und Philosophen besitzt sie nicht leicht zu überschätzende Bedeutung. Er hat zu jenen gehört, die die Welt „nehmen wie sie ist“; daß er ihr unbefangenen und unbeflechten ihr wahres Bild vorgehalten hat, ist ihm mit dem Haß von vier Jahrhunderten vergolten worden.

Es ist Zeit, dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen tiefstes Wesen im Grunde doch Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit gewesen ist. —



## Poldl, der Zimmermann.

Erzählung von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

Die Weiber befreuzten sich.  
„Die Herren kurieren ja nur mit die Gift“, bemerkte düster der schwarze Hans. Die alte Brigitta lächelte geheimnisvoll und sagte leise: „Ich hab's g'merkt — wolt's nicht sagen — ich hab' ihre Arme ang'schaut — sie hat blane Flecken da'rauf.“

„Blane Flecken — aus is 's!' riefen alle.  
„Sie hat ihre Fehler g'habt, aber das hat sie nicht verdient,“ sagte hinaufschimpfend die Wagnerin.

„G'wiß nit — und waas man's denn, ob die blanen Flecken auch von die Gift' herikommen?“  
„Glaub't's Des — meint's Des — kinn't' schon sein — Jessas, Jessas!“

Alle steckten die Köpfe zusammen und tuschelten leise.

Sie fuhren auseinander, als die Thür aufging und die Hanni hereintrat, mit einem Laib Brot und einem großen Krug, den sie sorglich beiseite stellte. Dem schwarzen Hans leuchteten die Augen. Er schnatzte, vorstosend, mit den Lippen, dann kniete er nieder. Alle Anwesenden folgten seinem Beispiele.

Mit heißerer Zubrust als vorher fing er die Litanei an, und alle beteten sie ihm nach. Die Hanni sollte inne werden, wie sehr es ihnen Ernst war, die arme Seele ihrer Schwester zu retten.

Hanni sagte kein Wort und ging wieder hinaus. Währenddem hatte der schwarze Hans mit verstoßenem Griff den Krug erfasst und an die Lippen gesetzt.

„Wasser!“ entfuhr es ihm, während sich sein Gesicht zu einer Grimasse verzerrte.

Der Abscheu des Vorbeters vibrierte in allen Herzen nach; wie anklagend richteten Mäunlein und Weiblein ihre Blicke gegen den Himmel, aber sie beteten weiter: „Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.“ Als sie mit der Litanei zu Ende waren, begann Brigitta das Brot zu schneiden und zu verteilen.

Sie tat es stumm, mit würdevoller Entsaugung, aber die Wagnerin vermochte den Kerger über den fargen Imbiß bei dieser Totenwacht nicht zu verwinden. „Kein' Käs, nit amal a Bier,“ raunte sie der Huberin zu.

„Das san Menschen, das is a Leben!“ rief mit einer großen Gebärde der Verachtung der Vorbeter, „wenn sich die Leut' eine Ehr' nit mehr zu schätzen wissen, dann hört sich eben alles auf.“

Die gutmütige Huberin winkte ihm zu, zu schweigen, der Poldl hätte ja nichts, er sei ein armer Teufel.

„Ich denk', wenn sich's um ein' arme Seel' handelt, dann borgt man sich halt was aus, aber dem liegt nit d'ran, ob sie früher oder später erlöst wird.“

„Er tut sehr gleichgültig,“ bemerkte Brigitta mit beleidigtem Stolz, „die Hanni hat doch den ersten Rosenkranz mitbet't, aber er —“

„Er hat's halt bei den Kindern so gnädig.“

„Se, je, das is lieb,“ höhnte die Wagnerin. Sie hatte sich an die Thür gestellt, die nur angelehnt war, und guckte durch den Spalt in die Kirche. Sofort umdrängten sie alle voll Mergier, um ebenfalls hinauszusehen.

Der Poldl saß auf der Ofenbank und hatte den kleinen Buben am Schoß. Durch die vielen Menschen, das Singen und Beten wurden die Kinder erregt, sie konnten nicht einschlafen. Als der Kleine zu weinen anfing, hatte ihn der Vater aus dem Bette geholt und ihm eine Protwinde in die Hand gegeben; zärtlich bengte er sich über den Lockenkopf, um ihn wieder und wieder zu küssen.

Das erschien dem Wübchen behaglich, und es stimpelte so vergnügt mit dem Fißchen, daß die Bandage, die um sein krankes Bein gewickelt war, herunterfiel.

Hanni kniete zu ihm nieder, um sie wieder anzulegen, aber der kleine Schelm strampelte nun absichtlich immer heftiger, daß sie nicht damit fertig werden konnte, und lachte dazu.

Das reizte den Großen, er wollte auch dabei sein. Er sprang aus dem Bettchen, überfiel die Hanni von rückwärts, umschlang ihren Hals und schwang sich aufjauchzend der Knienden auf den Rücken.

Hanni ward ungeduldig und begann zu schelten. Da wurde der Kleine still, ließ sie gewähren und steckte ihr, um sie vollends zu versöhnen, sein Protwindelein in den Mund.

Es war ein anziehendes Bild liebevoller Zusammengehörigkeit, aber die es betrachteten, empörte es.

„Dem übermüthigen Frauen mücht' ich a paar herunterhauen,“ zischte die Wagnerin.

„Die Alten sind auch nit g'scheidter.“

„Wahr is's, uns lassen s' beten, sie unterhalten sich miteinander.“

„Wie sie da vor ihm kniet!“

„Vielleicht kniet er dann wieder vor ihr.“

„Aber nicht umsonst!“

„Schaut nicht so aus.“

„Es ist ein Skandal!“

Die Gebete wurden nicht wieder aufgenommen.

„Die macht kan' Mutter mehr,“ sagte der Vorbeter, auf die Tote zeigend, und entfernte sich zuerst, die anderen folgten ihm bald.

Der Poldl und die Hanni aber durchwachten den Rest der Nacht schweigend bei der Toten.

Von diesem Leib erfüllt nahmen sie Abschied von der armen Josepha, die sie geliebt und um die sie gebauget und gekittet hatten.

### VIII.

Eine Woche war seit dem Begräbnis verlossen, aber die Verdächtigungen und Beschuldigungen, die Josephas schneller Hingang entfesselt, konnten nicht zur Ruhe kommen.

Die guten Seethaler hatten in dieser Winterszeit ja auch sonst nichts zu tun und zu denken, und so beobachteten sie in gespannter Aufmerksamkeit jede Lebens- und Seelenäußerung des jungen Wittwers und seiner Schwägerin, um sie sofort auf das Schlimmste sich anzulegen. Die ersten Tage „nach der Leich“ hatte man weder den Poldl noch die Hanni zu Gesicht bekommen.

„Warum sich die so verstecken? Doch nicht aus Nummer? Der wird wohl nicht so groß sein — das ist mir Heuchelei,“ hieß es. Dann erschien der Poldl im Orte, aber ohne jedes Zeichen der Trauer.

„Der tut g'rad', als ob nit passiert wär', eine solche Gefühllosigkeit hätt' man ihm doch nicht zugetrant.“

Man machte ihn aufmerksam, daß beim Pfrogner Holzarbeit zu vergeben sei, aber er hatte sich nicht gemeldet. Dagegen hatte er beim ärarischen Förster um Arbeit förmlich gebettelt und wurde abgewiesen.

„Necht is ihm g'sehen.“

Nichtsdestoweniger hatte er am nächsten Tage beim Krämer und sogar beim Fleischer eingekauft und liberal bar bezahlt.

Ja, womit denn, womit?

Genau Nachforschungen lösten das Rätsel.

Er hatte den goldenen Chering und die goldenen Ohrringe seiner Seligen verkauft.

„Aus is's!“ riefen die Weiber empört. Diese Ohrringe waren der Josepha ihr Firmungsgeschenk und ihr Stolz gewesen; freilich, zu ihrer Dürftigkeit hatten sie nie gepaßt, das stand fest, und sie hatten sich alle darüber nicht wenig das Maul zerrissen. Im letzten Halbjahr hatte man sie auch nicht mehr an ihr gesehen; wahrscheinlich hatte der Poldl schon vorher die Hand darauf legen wollen, und sie hatte sie vor ihm versteckt; jetzt, kaum war sie tot, hatte er sie schon verschachert.

„Die arme Frau müßt' sich im Grab umdrehen,

wenn sie's müßt' . . . Und warum sollt' sie's nicht wissen? Im Jenseits weiß man doch alles. Na, die göttliche Straf' wird auch dem Poldl nicht ansbleiben.“

Und die Hanni? Nicht einmal am Sonntag nach der Leich' ist sie in die Kirche gekommen, um für die Schwester zu beten. „Das ist eine schöne Diät!“

Als aber am zweiten Sonntag die Glocken zur Kirche läuteten, kam nett und sonntäglich angezogen auch die Hanni daher mit den Kindern. Den Kleinen trug sie, Hans, der Große, trippelte in dem tiefen Schnee neben ihr her.

„Jetzt bringt die gar die Kinder daher, bei dem Schnee,“ rief man mißbilligend aus, „die hätt' s' doch z'Hans lassen können!“

Alle gingen an der Hanni vorbei, niemand schaute sie an.

Sie kam mit den Kindern nur langsam vorwärts. Als sie die Kirche betrat, war diese gedrängt voll. Sie fand keinen Platz; man rückte auch nicht zusammen. Trotzdem ging sie vorwärts, von Bank zu Bank. Ganz vorne waren zwei leere Sitze, und als sie mit den Kindern sich gegen die Bank lehnte, erhob sich ein junges Weib und ließ sie ein.

Aller Augen waren ihr gefolgt, ein Flüstern giug durch die Kirche. „So ehner macht man nicht Platz,“ hörte sie ziemlich laut hinter sich sagen, „die hat's notwendig, sich da vorn breit zu machen.“

„Wie sie sich aufgeputzt hat, sie trägt die Kleider der Seligen.“

„Warum denn nicht, sie hat doch die ganze Erbschaft schon nach ihr angetreten.“

Die Hanni blieb unbewegt, sie zuckte nicht mit den Wimpern. Höher hob sie den Kopf, er saß stolz auf dem kräftigen Nacken.

Der Priester erschien — die Messe begann. Aber immer noch konnten sich die Blicke dieser frommen Gemeinde nicht von ihr lösen. Auch Anton Pfrogner, der in seinem schwarzen Gehrock, dem Altar zunächst, in seinem bezahlten Kirchstuhl saß, starrte hinter seinem Gebetbuch unverwandt nach ihr hin.

Wie war sie doch lieblich und so ganz eigen, die Hanni! Und als jetzt die Sonne schräg durch das Fenster fiel und ihren Schimmer über sie warf, erschien ihr Gesicht wie verklärt und von innen durchleuchtet, von jenem Strahl, der wärmt und beseligt, weil er aus einem reinen Herzen dringt. Niemals hatte er nach einem Weibe eine solche Sehnsucht empfunden, wie jetzt nach ihr. So jungfräulich war sie noch und so mütterlich zugleich. — Sie hatte den Buben am Schoße; an ihrer Brust war er eingeschlafen, und er ruhte daran so wonniglich und warm.

Dem Pfrogner klopfte das Herz wie im Fieber; sündige Gedanken durchwühlten ihn; er aber wollte sich einreden, daß er es ehrlich meine, daß es wohlankständig und zu ihrem Glücke sei, wenn er sie von dem Zimmermann trennte und sie zu sich nahm.

Die verdiente was besseres, als bei dem Sterl zu hungern und zu verderben. Die war würdig, an seiner Seite zu leben.

„Ich hab' mir Gutes mit ihr im Sinn,“ betete er, „und ich werd's durchsetzen, und müßt' ich sie dazu zwingen.“

Der Poldl war spät gekommen und stand mit anderen jungen Männern, denen es so bequem war, außen vor dem Portale.

Während Orgeltöne die Kirche durchbrausten und wohlklingender Gesang mit den dramatischen Rezitativen des Priesters zu schöner Wirkung sich einte, raunten die Burschen hier außen hinter den vorgehaltenen Hüten ihre albernen Späßchen sich zu. Der Poldl war sofort ihr Stichblatt geworden. Sie fanden ihn, seit er Witwer war, wieder flott beieinander und zogen ihn damit auf.

(Schluß folgt.)

Flammen.\*

Horch! — nun die Winterdämm'ung still um unsern flackernden Ofen sinkt, wie die Schar der Flammen den Reigen schlingt und zu der wehenden Schwester singt, die auf bleicher Kerze blühen will und schwebend durch die Dämm'ung blinkt —

Horch, wie es klingt:

„Holla, komm her!

Schwester, im Frösteln der Dämmerung wirst du löschen. Dann glühst du nicht mehr und bist doch jung!

Stampe mit uns den Flammentanz!

Rot ist unsres Tanzschritts Gefunkel, wir sind Rosen in glühendem Kranz und erwärmen das Dunkel!“

Leise singt der weiße Glanz:

„Kann nicht euren wilden Tanz, kann auch nicht herab zur Erde, nur im Schweben hab' ich Macht. Schwestern, meine Glut ist Glanz. Und die Nacht

Sorgt, daß ich zum Sterne werde.“ —

Wilhelm v. Scholz.

Der nächste. In feierlichem Zuge, das sturmstille Banner über sich, war der Gesangsverein „Enterpe“ hineinmarschiert in den Friedhof, hatte zwei Lieder gesungen und zwischendurch den Worten des Pastors angehört. Er machte nicht viele Worte, der Pastor; denn ein latter Nordost kühlte ihm das Gesicht, und der Sprechende mußte an den warmen Ofen denken. Tophden verstand er es, in den wenigen Sätzen auch eine Mahnung an die Lebenden hineinzuerflechten: „Stets daran zu denken, daß der Tod oft kommt wie ein Dieb über Nacht, und keiner wissen kann, wer der nächste ist im Reich Gottes.“ Die Zuhörer traten fröhlich von einem Fuß auf den anderen, hoben beim Gebet den Zylinderhut an die blauen Lippen und stärksten hinein, bis der Pastor „Amen“ sagte. Dabei überlegten einige, denen der Wind den Sinn der Predigt verweht hatte, ob sie sich den Grog nachher von Rum oder von Arrac brauen lassen sollten. Und übersehen es fast, daß der Dirigent schon wieder den Taktstock erhob, und überhörten, daß er noch schnell geflüstert hatte: „Nur die erste und letzte Strophe.“ So gab es eine kleine Verwirrung. Aber niemand achtete darauf. Selbst der Pastor nicht, dem die Laute seiner Kaffeemaschine daheim der köstlichste Gesang dünkte. Zu einer letzten, gewaltsamen Andacht rüsteten sich alle noch einmal auf, als der Totengräber die Schaufel mit Erde hinhielt und die gefrorenen Schollen dumpf polternd auf den Sarg fielen. Einige erschreckte es sogar. Am meisten den Bannerträger, der nie vergaß, daß sein Platz an der Spitze sei, und der deshalb als erster auf die dem Friedhof gegenüberliegende Gastwirtschaft zutretete, die Mitglieder in zerstreuter Reihe hinter sich herziehend.

Einer meinte, es sei nicht unbillig, wenn in Anbetracht der Kälte zu den übrigen Stößen der „Festlichkeit“ auch noch eine Bowle geschrieben werde, ein Vorschlag, der dann in der Gaststube allseitig akzeptiert wurde.

Unter der Einwirkung jenes erwärmenden Getränkchen erwärmte sich auch die Stimmung im Handumdrehen. Der Bannerträger war sogar schon sehr lustig geworden und hielt einen komischen Vortrag. Müllermann, der diese Vereinstaffierer, voranmerkte gleich darauf mit des Waffes Grundgewalt: „Wem bring' ich wohl das sechste Glas?“ Und ein Dugend Stimmen assistierten ihm. Bis der Waffist sich plötzlich unterbrach und über den Tisch schrie: „Stieren Sie mich nicht so an, Aktuarus! Singen Sie lieber mit!“

Der Gerichts-Schreiber Müller sang nicht. Er nidte nur vielsägend. Ganz plötzlich war ihm eben die Grabrede durch den Stoß geschossen. Und das ließ ihn nicht los. Denn Müller war ein Stück Philosoph und litt am Magen. — Eigenschaften, die ihn wiederholt die Laune seiner Mitgesellschaft verderben ließen. Deshalb richteten sich jetzt auch alle Augen auf ihn, der schmalwangig und hüftelnd hinter seinem ersten Glase saß und von Zeit zu Zeit tiefsinnig vor sich hinmiedte.

„Also, was ist los!“ schrie Müllermann. „Was dachten Sie?“

Müller hob langsam den Stoß und ließ mit unheilvollem Ausdruck den Blick über die Anwesenden gleiten: „Ich dachte, wer der nächste ist.“

Ein Schatten fuhr neugierig über die Gesichter. Der Gedanke plätschte so jäh in die Lustigkeit, daß allen der Atem stockte. Dann suchte jeder verhofft in der Reihe herum, den mit der ersten Unvorsichtigkeit zu entdecken. Und schließlich kehrten aller Augen wieder wie von ein und demselben Gedanken geleitet, zu Müller zurück. Das war wie ein heimliches Todesurteil.

„Als die Erde auf den Sarg polterte, dachte ich —“ und Müller sah scharf zu Müllermann hinüber, „dachte ich —“

„Neh!“ Der Kassierer schob ärgerlich sein Glas von sich.

„Dachte ich...“

„Zum Stückel! Glauben Sie mich dabei nicht immer an,“ schrie der Dide. „Keiner stirbt!“

„Einer muß der nächste sein,“ beharrte Müller. „Ja, man kann mit ziemlicher Sicherheit sagen: in diesem Jahre noch. Haben wir nicht fast immer zwei Leichen im Jahre? Seit die erste. Wer nun?“

Müllermann schüttelte den Kopf und sah seinen Nachbar an, der Nachbar seinen Nebenmann und so fort.

„Man kann's doch nicht wissen,“ sagte jemand schüchtern.

„Aber vermuten!“ Müller antwortete prompt und richtete die bekräftigten Augen wieder scharf auf sein Gegenüber.

Der trommelte nervös auf dem Tisch herum. Der Wirt kam: „Meine Herren, die Bowle wird kalt.“

„Ja!“ schrie Müllermann, „wenn der da einem den ganzen Appetit verdirbt! Solche dumme Fragerei! Gehört die an den Tisch?“

„Ich denke, heute ist die rechte Gelegenheit dazu.“ Müller sagte es verbissen. „Und jede Unterhaltung ist gesünder als Trinken.“

„Na, wenn die gesund sein soll —“ zweifelte der Bannerträger.

„Ich kann doch nicht dafür, daß es mir schmeckt und Ihnen nicht!“ donnerte Müllermann seinem Gegenüber zu und schlug auf den Tisch.

„Ich meine ja“, bemerkte der Wirt schüchtern mit einem Blick auf Müller, „daß gerade der Herr da nicht fragen sollte.“

„Eben. In geborener Topf soll nicht von Scherben reden“, lachte Müllermann.

„Gesprungene Töpfe“, sagte Müller, „halten meist am längsten. Aber die so recht rund und gesund sind... na, ein Schwabb und fertig sind sie!“

„Ich geh' nach Haus!“ Der Kassierer erhob sich jäh.

„Ich auch.“ — „Ich auch.“

„Aber, meine Herren, die Bowle...“

„Ja, Bowle!“ Müllermann schlug fröhlich den Mantel zusammen. „Ob der Kerl einem nicht jedes Vergnügen verdirbt!“

Alle froren plötzlich und warfen noch einen scheuen Seitenblick durchs Fenster nach dem Friedhof, wo sich die weißen und schwarzen Kreuze in der Dämmerung erhoben.

Am Müllers Mund zog sich ein fanatischer Zug. Und der Wirt sagte zu seiner Frau: „Der Pastor hat gewiß wieder vom Nächsten gesprochen. Er ritiniert mir noch das ganze Geschäft.“ — rn.

Ja, Bauer... Die kapitalistische Presse hat seit Anbeginn der Eingeborenenkämpfe in Südafrika die Taktik verfolgt, ihre Leser immer wieder mit sensationell ausgearbeiteten Berichten über wilde Grausamkeiten zu regalisieren, die von den Schwarzen an deutschen Ansiedlern oder Soldaten begangen worden sein sollten.

Der edle Zweck dieses Treibens liegt auf der Hand: das deutsche Volk soll dadurch gegen die Eingeborenen aufgehetzt werden.

Angenommen nun, daß jene Schauermärchen allesamt eben so wahr wären, wie sie zweifellos zum größten Teil erlogen sind, so könnte dadurch doch kein billig denkender Mensch an seiner Heberzeugung über die Rechtsfrage irremacht werden. Man müßte nämlich sonst zuvor seine ganzen Vorstellungen von einer der größten Ruhmestaten des deutschen Volkes einer grundstürzenden Revision unterziehen. Die siegreiche Erhebung der Germanen gegen die römische Fremdherrschaft im Jahre 9 n. Chr. hat von je her unter Deutschen aller Stände und Meinungen als eins der herrlichsten Ereignisse in unserer Geschichte gegolten. Dem germanischen Feldherrn, unter dessen Führung die drei Regionen des Varus im Teutoburger Walde vernichtet worden sind, dem Che-

zefierhauptide Arminius, hat man bei Detmold ein ragendes Denkmal errichtet. Man sieht es fast, daß die wütenden Deutschen nach dem Sieg an den gefangenen Römern in der grausamsten Weise die Mützen geküßt haben. Massenhaft sind an den Mänteln zu Ehren der germanischen Götter römische Offiziere abgeschlachtet, große Mengen von Soldaten an Galgen gehängt worden. Noch sechs Jahre später eroberte der römische Feldherr Germanicus, als das Schlachtfeld besuchte, Spuren dieses furchtbaren Mordakts. Es war dabei in vielen Fällen mit dem einfachen Umbringen nicht abgetan, sondern man ging dazu über, die Schicksalopfer nach Indianerart zu martern. Insbesondere geschah das mit den Abolaten, die sich durch ihre Rechtsverdränger den größten Haß der Deutschen zugezogen hatten. „Den einen“, sagt der römische Geschichtsschreiber Florus, „machte sie die Augen aus, den anderen schnitten sie die Hände ab. Einem wurde der Mund zugenäht nachdem ihm zuvor die Zunge abgeschnitten worden war. Diese hielt ein Barbar in den Händen und sagte: „Endlich hast Du Schlange aufgehört zu fischen.“ Auch wurde der Körper des Konfuzius selbst, den die Pietät seiner Soldaten der Erde übergeben hatte, ausgegraben.“

Damit war nun aber diese Leichenbeschändigung noch nicht abgetan, sondern, wie andere Quellen berichten, wurde der Leiche des Varus der Kopf abgehauen, den Arminius an den Markomanenführer Marbod übersandte; von da gelangte die schauerliche Trophäe endlich nach Rom an die Familie des Kaisers.

In der Beurteilung der wilden Siegesfeier im Teutoburger Walde sind, darf man ruhig sagen, sämtliche deutschen Geschichtsschreiber einig. Als typisch kann gelten, was Wilhelm Arnold in seiner „Deutschen Urzeit“ darüber sagt: „Es war eine fruchtbarste Nachkommenschaft, welche allen Völkern auf niedrigerer Bildungsstufe eigen sind, waren doch nur eine Vergeltung für die, welche die Römer begangen hatten.“

Gegen dieses Urteil soll absolut nichts eingewendet werden; es wäre in der Tat lächerlich, wenn man sich über unsere barbarischen Vorfahren entlusten wollte, weil sie auch eine barbare Nachkommenschaft nahmen. Würde man nun aber nach dem Grundsatz, was im Falle der alten Germanen recht sei, müsse in dem der noch weniger zivilisierten Schwarzen von Südafrika billig sein, so ist sicher, daß die Antwort aller derer, die den Patriotismus für sich gepachtet haben, lauten würde: Ja, Bauer, das ist ganz was anderes. — ad.

Das ostafrikanische Bier wird in zwei Qualitäten gebraut; p o m b e heißt das berauschende Bier, t o g w a das nicht berauschende. Die Fabrikation dieses Getränkes ist Hausbetrieb in der allerprimitivsten Art. Zur Bereitung von p o m b e läßt man, wie Dr. C. Welten in seinen äußerst anregend geschriebenen Reisebeschreibungen der Suahali (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht) mittelst, Hirse sieben Tage lang im Wasser quellen, bis sie anfängt zu keimen. Dann erst nimmt man die Körner aus dem Wasser, läßt die Flüssigkeit von der Sonne abdampfen, und stampft die in Keimung übergegangene Hirse zu Mehl ein. Dieses Mehl wird darauf mit einem anderen Mehl, dem M u h o g o - M e h l, vermischt. Ist dieses geschehen, so beginnt das eigentliche p o m b e kochen. Erst wird in großen Töpfen Wasser heiß gemacht; sobald das Wasser kocht, wird die Mehlmischung hineingeschüttet, die einen ganzen Tag lang ununterbrochen umrühren — wobei sich die einzelnen Frauen ablösen — kochen muß. Nach diesem Dauerkochen werden die Töpfe vom Feuer gehoben, damit sich der Brei bis zum nächsten Morgen abkühlt. Am folgenden Tage wiederholt sich dieselbe Kochprozedur mit reinem Hirsemehl. Beide Breigemenge werden dann vereinigt, noch einmal einen ganzen Tag lang aufgekocht und zwei Tage lang abgekühlt. Ist diese Abkühlung erfolgt, so seigt man das Ganze durch ein Sieb, bis die dicke Flüssigkeit frei von allen Nebenresten, klar und rein ist. Nach fünf bis sieben Tagen tritt die Gärung ein und die p o m b e ist fertig. Die Zubereitung der t o g w a ist ganz gleich der der p o m b e; nur besteht die t o g w a aus reiner Hirse, das M u h o g o - M e h l fällt bei diesem Getränk gänzlich fort. Die t o g w a wird auch nur einmal aufgekocht; sie ist von süßlichem, kühlendem Geschmack, unseren Eimern vergleichbar. Man sagt, daß ein richtiger p o m b e - Verehrer lieber Durst leidet, als daß er einen Tropfen t o g w a über seine Lippen brächte. —

Nachdruck des Juhls verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.

\* Aus: „Der Spiegel“. Gedichte von Wilhelm v. Scholz. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Preis M. 2,50.